

- ⁸ Nicht so deutlich ist dies übrigens der Fall hinsichtlich der Frage des filioque 188f.
- ⁹ Worum handelt es sich bei den in 194 Kommentar genannten „apostolischen“ Kirchen?
- ¹⁰ Vgl. H.-G. Link (Hg.), Ein Gott – ein Herr – ein Geist. Zur Auslegung des apostolischen Glaubens heute, Beiheft zur ÖR 56 (Frankfurt am Main 1987).
- ¹¹ Vgl. dazu ÖR 36 (1987), 228–230.
- ¹² Vgl. die drei Bände *Confessing our Faith around the World*, Faith and Order Paper, 104, 120, 123.
- ¹³ „Consensus quinque saecularis“; vgl. P. Engel, Die eine Wahrheit in der gespaltenen Christenheit. Untersuchung zur Theologie Georg Calixts, 1976 (GTA 4).
- ¹⁴ Die Reihung dieser Elemente ist an sich schon problematisch genug: „Die eine Heilige Schrift, die eine Taufe, die Bekenntnisse der Alten Kirche, das Teilhaben an dem einen Auftrag mit einem anerkannten Amt und das gemeinsame Gebet“, 219.
- ¹⁵ „Die Kirche . . . wurde manifest im Herrenmahl (Lk 22,7–20), am Kreuz (Joh 19.25–27), in der Auferstehung (Joh 20,19–23) und in der Himmelfahrt. . . Sie hat Teil am Werk Christi auf Erden und führt es weiter . . .“, 202.
- ¹⁶ Nicht einmal bibelkundlich ist der Text völlig in Ordnung (die „vierzig Tage“ zwischen Ostern und Himmelfahrt werden nur in der Apostelgeschichte, nicht aber in Lk genannt; 149).

Lambeth 1988: Die Anglikanischen Bischöfe erleben die Spannungen der Einheit

Die 500 Bischöfe aus allen Erdteilen, die vom 16. Juli bis zum 7. August 1988 an der zwölften Lambeth-Konferenz seit 1867 teilnahmen, erlebten drei äußere Gegebenheiten, die auf neue Möglichkeiten und Herausforderungen hindeuteten: Sie arbeiteten nicht mehr lediglich auf Englisch, sondern auch in den vier anderen Sprachen, in denen der Erzbischof von Canterbury sie auf ihrer ersten Sitzung begrüßt hatte: Französisch, Spanisch, Japanisch und Swahili. Weiter gehörten zu den stimmberechtigten Mitgliedern der Konferenz neben den Bischöfen die 34 Laien und Priester, die der „Beratenden anglikanischen Versammlung“ (Anglican Consultative Council) angehören, der kleinen, doch dreifach zusammengesetzten repräsentativen Körperschaft (aus Bischöfen, Priestern und Laien), die zwischen den Konferenzen der Bischöfe tagt – darunter 8 Frauen. Noch neuartiger war, daß in nur einer Meile Entfernung eine Parallelkonferenz für die 410 Bischofsfrauen organisiert worden war, deren Programm nicht weniger gezielt war als das ihrer Männer. Die Interaktion zwischen dem Christentum und den vielen Kulturen der heutigen Welt, die Autoritätsmuster in einer partizipatorischen Kirche sowie die Frauen und Männern jeweils angemessenen Rollen im Dienst der Kirche und des Gottesreiches erwiesen sich als die Hauptgebiete, denen die Bemühungen der anglikanischen Kirchenführer

galten. Auf einem jeden würde die Lambeth-Konferenz – in zugegeben mangelhafter und vorläufiger, doch nichtsdestoweniger entschlossener Art – vorwärtsweisen auf den spannungsgeladenen Weg der Einheit in Christus.

Erwartungen der Welt und der Kirche

Die Streitfragen um die Rolle der Frau riefen diejenigen Diskussionen hervor, denen die Presse am meisten Aufmerksamkeit zuteil werden ließ. (Würde man jedoch irgendeinen Bischof oder gar seine Ehefrau befragen, so würde man von einer anderen Priorität erfahren!) Die vorhergehende Lambeth-Konferenz hatte im Jahre 1978 unter Schwierigkeiten eine lange, vorsichtige Resolution zum Thema „Frauen im Priesteramt“ verabschiedet. Sie war aufgrund der Tatsache gefaßt worden, daß zuvor vier Kirchen der Anglikanischen Gemeinschaft begonnen hatten, Frauen zu ordinieren; acht weitere hatten entweder grundsätzlich zugestimmt, dies zu tun, oder erklärt, es bestünden keine ausreichenden Einwände dagegen. Die Resolution stellte fest, daß die Debatte über diese Ordinationen aufgrund der darin zum Ausdruck kommenden Uneinigkeit auf beiden Seiten Not und Schmerzen verursache; sie hatte versucht aufzuzeigen, wie man mit der ganzen Frage umgehen könne, wie man zumindest „die Gemeinschaft erhalten und stärken“ könne, denn das sei „eine vorrangige seelsorgerliche Verantwortung der Bischöfe“. Die Resolution verlangte daher gleiche Achtung vor den Überzeugungen derjenigen Provinzen und Diözesen, die Frauen nicht ordinieren, wie derjenigen, die dies tun, ermunterte „alle Mitgliedskirchen, in der Gemeinschaft miteinander zu verbleiben“ und forderte, „daß alles getan werde, um sicherzustellen, daß alle getauften Glieder der Kirche in der Gemeinschaft mit ihrem Bischof verbleiben und allen Mitgliedern jede Möglichkeit gegeben werde, in der Sendung der Kirche zusammenzuarbeiten, ungeachtet ihrer Überzeugungen in dieser Frage“. Die vielgerühmte Großzügigkeit der anglikanischen Art, Kirche zu sein, war deutlich einer schweren Prüfung ausgesetzt.

In den darauffolgenden zehn Jahren tobte die Schlacht der Argumente. Mein persönlicher Eindruck – obgleich es natürlich keinen „neutralen“ Zeugen geben kann! – ist der, daß sowohl nach der Qualität der Argumentation wie nach der Quantität der Fürsprecher allmählich diejenigen die Oberhand bekommen, die für die Frauenordination eintreten. Aber vielleicht gerade deswegen sieht es so aus, als ob auch die Entschlossenheit und Leidenschaftlichkeit ihrer Gegner sich verstärkten. Die ganze Auseinandersetzung ist außerordentlich bedeutsam für die ökumenische Bewegung, weil eins der einsichtigsten Argumente gegen die Ordinationen von Frauen ist, daß diese der im übrigen beträchtlichen Zunahme der Beziehungen in Richtung Einheit zwischen den anglikanischen Kirchen und den römisch-katholischen und orthodoxen Kirchen schweren Schaden zufügen. Der Papst schrieb warnende Briefe, die Orthodoxen brachen eine Zeitlang die Gespräche ab. Viele haben darauf hingewiesen, daß nicht weniger wichtige und ökumenisch verheißungsvolle Beziehungen auch zwischen Anglikanern und all den Kirchen der Reformation bestünden, die bereits Frauen zum Dienst an Wort und Sakrament ordinieren, doch dies ist natürlich keine Antwort, nur ein zusätzliches Gewicht (leicht in den Augen der meisten, die sich von dem Argument der Haltung der Katholiken und Orthodoxen bewegen lassen) auf der Waagschale der Gegenposition.

Als die Vorbereitungen für die 1988er Konferenz anliefen, war klar, daß das Schwergewicht diesmal auf einer neuen Kernfrage liegen würde, nämlich der Bischofsweihe für Frauen. Die 1978er Tagung hatte hierüber einen kurzen Text verabschiedet, der darauf drang, daß keine Provinz hierüber irgendeine Entscheidung fällen sollte ohne eine möglichst umfassende Beratung mit anderen Provinzen in aller Welt und ohne eine überwältigende Mehrheit am Ort, „damit das Bischofsamt nicht zu einer Ursache von Uneinigkeit anstatt zu einem Brennpunkt der Einheit werde“. Nun aber genügte dies nicht mehr. Im Jahre 1985 erbaten die Bischöfe der Episkopalkirche in den USA den Rat ihrer Mitbischöfe auf der ganzen Welt wegen ihrer Absicht, „der Wahl eines Bischofs unserer Kirche nicht aus Gründen der Geschlechtszugehörigkeit unsere Zustimmung zu versagen“. Der Erzbischof von Canterbury berief ein Fünferteam, darunter die Theologin Mary Tanner, zugleich stellvertretende Moderatorin der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung beim Ökumenischen Rat der Kirchen, um die Antworten zusammenzufassen und die sich daraus ergebenden Weiterungen herauszuarbeiten. Das Team verfaßte im Jahre 1987 einen bewundernswert gründlichen, vorsichtigen, doch im wesentlichen zukunftssträchtigen Bericht „Frauen und das Bischofsamt“ „als Hilfe für das Gespräch zur Vorbereitung der Lambeth-Konferenz 1988“.

Die Eröffnungsansprache des Erzbischofs von Canterbury nannte die Spannungen, die sich notwendig ergeben mußten, und die vier Kirchenführer anderer Konfessionen, die gebeten worden waren, am nächsten Tag die Gegenreferate zu halten – Dr. Emilio Castro vom ÖRK, Metropolit John Zizioulas für das Ökumenische Patriarchat, Pater Pierre Duprey für das vatikanische Einheitssekretariat und Elizabeth Templeton von der Reformierten Kirche – sprachen, jeder in seiner Art, von den zu erwartenden wahrscheinlichen Argumenten und Reaktionen. Wie ich hörte, war die offizielle Beratung in der Vollversammlung einige Tage später, für die mehrere Stunden angesetzt worden waren, weniger leidenschaftlich, als die Presseleute es erwartet hatten. Waren die Argumente bereits so häufig hin- und hergegangen, daß auch die letzten Unentschiedenen vor der Abstimmung ihre Seite gefunden hatten? Wie auch immer, die hiernach gefaßte Resolution lag auf derselben Linie wie die Resolution der 1978er Konferenz über die Ordination ins Priesteramt: die Provinzen werden angehalten, „die Entscheidung und Haltung aller anderen Provinzen über die Ordination und Weihe von Frauen in den Episkopat zu achten, ohne daß eine solche Achtung unbedingt bedeutet, daß auch die Prinzipien übernommen werden, die dem zugrunde liegen, und den höchstmöglichen Grad von Gemeinschaft mit den Provinzen zu halten, die anderer Meinung sind“. 433 Stimmen dafür, 28 dagegen, 19 Enthaltungen.

Der Erzbischof von Canterbury wird aufgefordert, eine Kommission zu ernennen, die das künftige Geschehen beobachtet und „weitere seelsorgerliche Leitlinien erarbeitet“. Er folgte der Aufforderung bereits drei Wochen nach Beendigung der Konferenz. Nicht zu früh, denn bereits Mitte September wählt die Diözese der Episkopalkirche in Boston/Mass. Pfarrerin Barbara Harris zur Suffraganbischofin und löst so eine voraussagbare Kettenreaktion aus.

Natürlich geht die Geschichte weiter. Doch ist die Resolution von Lambeth nichts als ein pragmatischer Kunstgriff, um das Ganze möglichst fest beieinanderzuhalten, sozusagen eine Stück Klebeband um eine Zeitbombe? Ich selbst beurteile sie wesent-

lich positiver. Ich hoffe nämlich, daß die Partner in den anderen Kirchen, nicht zuletzt diejenigen, die in den vergangenen Jahrhunderten schmerzhaft Spaltungen durchlitten haben und heute sprechen, als hielten sie an einer klaren Position fest, dies als einen außerordentlich verantwortungsvollen, theologisch und seelsorgerlich begründeten Versuch ansehen werden, der Kirche zu ermöglichen, eine reale und funktionierende Einheit auch dann aufrechtzuerhalten, wenn zwischen ihren Gliedern eine ernstliche Meinungsverschiedenheit besteht. Muß dies nicht eins der wichtigsten Kennzeichen und Befähigungen der ökumenischen Gemeinschaft werden, daß wir, die wir uns so sehr sowohl der Bandbreite von Überzeugungen unter uns – ob in Fragen von Amt, Lehre, Politik oder anderem – als auch der „Hierarchie der Wahrheiten“ bewußt sind, es lernen, einander immer weiter zuzuhören, miteinander zu reden, zu beten und zu arbeiten, selbst wenn wir nach dem Maß und den Erwartungen der Welt eigentlich schon längst auseinanderbrechen müßten? Die nächsten zehn Jahre müssen zeigen, inwieweit die Anglikaner dieses Ziel erreichen können, für jetzt bin ich der Meinung, daß die letzten beiden Lambeth-Konferenzen einen Versuch von beträchtlicher Bedeutung für die Ökumene unternommen haben.

Übrigens geht es nicht mir allein so, daß es eine große Ermutigung war, wenn zwei der katholischen Wochenzeitungen in England, der „*Tablet*“ und der „*Catholic Herald*“, in den Mitte Juli erschienenen Leitartikeln die Anglikaner indirekt ermuntert haben, mit der Ordination von Frauen ins Priester- und Bischofsamt weiterzumachen, damit die katholische Kirche es miterleben kann, wie solche Ämter von Frauen wirklich geführt werden, und darüber nicht nur reden oder es gar ablehnen, als sei dies eine Frage grauer Theorie.

Zwischenkirchliche Beziehungen: viel weniger Einwände

Eine der vier Hauptgruppen innerhalb der Konferenz hatte den Auftrag, insbesondere über „ökumenische Beziehungen“ zu arbeiten. Sie hatte einen Riesenhauken von Gedrucktem zu verdauen: wichtige Berichte über langangelegte internationale Dialoge mit den Orthodoxen, Lutheranern, Katholiken und Reformierten, anglikanische Reaktionen auf die Texte des Ökumenischen Rates der Kirchen über „Taufe, Eucharistie und Amt“, Vorlagen für Kirchenunionsverhandlungen aus Wales und den USA, erste Erfahrungen auf örtlicher Ebene in Neuseeland, England, Kanada ... alles kurzgefaßt und vereinigt in einem 150 Seiten langen „Emmaus-Bericht“ (in Großbritannien verlegt bei Church House Publishing 1987, Preis £ 4.95). Die Eröffnungsansprache des Erzbischofs von Canterbury hieß „Die Natur der von uns gesuchten Einheit“ und stellte das Gesamtprogramm der Konferenz – nicht nur dieser Arbeitsgruppe – in außerordentlich hilfreicher Weise in den Zusammenhang der Vision der heiligen Stadt, des Neuen Jerusalem aus der Offenbarung, als der Verheißung einer umfassenden, alles durchwirkenden Einheit: unter Anglikanern, unter allen christlichen Kirchen und für die ganze Schöpfung.

So wurde das Scheinwerferlicht der kirchlichen Erwartung entschlossen auf die ökumenische Bewegung gerichtet. Offenbar ging die Konferenz willig, wenn auch nicht ohne Spannungen mit. Die Arbeitsgruppen brachten es auf 15 Entschließungen, und dem Vernehmen nach wurden sie alle mit einem Minimum an Kontroversen in der Plenarsitzung angenommen. „Taufe, Eucharistie und Amt“ erfuhr eine sehr

günstige Aufnahme: „Es ist klar, daß die Anglikaner den Glauben der Kirche durch die Jahrhunderte in einem beeindruckenden Ausmaß anerkennen können ... Auf jedem der drei Gebiete erhoffen wir eine immer stärkere Entwicklung zur Konvergenz hin.“ Das Lima-Papier wurde zugleich als wichtiger Rahmen für die verschiedenartigen Fragen angesehen, die in den bilateralen Dialogen aufgenommen werden. Was letztere betrifft, so wurden die Ergebnisse aller vier herzlich begrüßt, und es wurde zur Weiterarbeit ermutigt.

Innerhalb einer langen Reihe von Gesprächen über die anglikanisch-lutherischen Beziehungen wurden nicht weniger als 17 praktische Punkte der Zusammenarbeit empfohlen. Als Reaktion auf die Orthodoxen wird den anglikanischen Provinzen empfohlen, bei künftigen liturgischen Abänderungen das Nizänische Glaubensbekenntnis in seiner ursprünglichen Form zu drucken (d. h. ohne das „filioque“). Betreffs des gemeinsamen Berichts mit den Katholiken (ARCIC) wird eine klare Unterscheidung zwischen den Texten über Eucharistie und Amt und den Texten über Autorität getroffen; erstere stimmten „der Substanz nach mit dem Glauben der Anglikaner überein“ und „bieten daher eine ausreichende Grundlage, um den nächsten Schritt zur Versöhnung unserer Kirchen zu tun“; letztere werden als „eine feste Grundlage für Ausrichtung und Inhalt des weiterzuführenden Dialogs“ betrachtet. Die Bischöfe waren nämlich so beglückt über die Ergebnisse der existierenden bilateralen Dialoge, daß sie nicht nur um Fortsetzung der kürzlich geführten Gespräche mit der östlichen Orthodoxie baten, sondern auch um die Anknüpfung neuer Gespräche mit den Methodisten, Baptisten und womöglich mit Pfingstkirchen.

Sie rühmten die Arbeit des ÖRK, nicht zum wenigsten insofern sie den Einsatz der Kirchen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung zum Ausdruck bringt. Sie forderten eine gleiche Verpflichtung für eine „Parallelbewegung wachsender Einheit auf lokaler Ebene“ und baten, „besondere Aufmerksamkeit möge auf die Frage verwendet werden, wie die Bischöfe sich mit den Leitungen anderer Kirchen in das geistliche Leitungsamt“ teilen könnten. Und sie stellen heute, vierzig Jahre nach Entstehen der Kirche von Südindien, endlich entschieden und ohne Rückhalt oder Einschränkung fest, daß „alle vereinigten Kirchen, mit denen (die Anglikaner) in voller Gemeinschaft stehen, aufgefordert werden sollen, die volle Mitgliedschaft in der Lambeth-Konferenz anzunehmen“. Ein Schatten fällt auf die Passage mit dem kurzen Eingeständnis, daß der „Rückzug der Anglikaner aus verschiedenen früheren Vorschlägen für Zusammenschlüsse und Unionspläne ... Grund zu Kummer und Reue“ sei. Nirgends in den Texten finde ich eine inhaltliche Auseinandersetzung mit solchen Rückzügen; die offensichtliche Gefahr, daß die Haltung in ökumenischen Dingen an Euphorie grenzt, zeigt sich deutlich darin, daß die Kirche in Wales knapp einen Monat später offenbar nicht bereit ist, die Vorschläge anzunehmen, die zweimal, zwar kurz, aber ausdrücklich, in den Resolutionen der Lambeth-Konferenz empfohlen werden.

Ein erfahrener Lambeth-Teilnehmer erklärte das mir gegenüber so, daß die Bischöfe hier ihre Entschlossenheit zeigten, das ganze ökumenische Programm als eine einzige Bewegung auf das zu sehen, was der Heilige Geist ihre Kirche zu werden befähige. Angesichts der häufigen Bezeichnung des ÖRK als „zu politisch“ und der Forderung, den bilateralen oder multilateralen Dialogen Priorität einzuräumen sowie des Herausstreichens des Kontrasts zwischen der lokalen Ebene und den über-

greifenden Strukturen ist dies Festhalten an der Einheit und Ganzheit der Bewegung zu begrüßen.

Doch die Spannungen dauern an

Bei anderen Programmpunkten dagegen kamen ungelöste – vielleicht unlösbare – Spannungen neu zum Vorschein. Eine Resolution über „Krieg, Gewalt und Gerechtigkeit“ riskierte einige einfühlsame Worte des Verständnisses für „diejenigen, die, nachdem sie alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft haben, den Weg des bewaffneten Kampfes als einzigen Weg zur Gerechtigkeit wählen“ (wobei zweifellos an Südafrika oder Zentralamerika gedacht war), mußte aber erleben, daß innerhalb weniger Stunden die Bischöfe aus Irland protestierten, weil dies zu „weitverbreitem Mißverstehen“ in Nordirland führen könnte, weshalb sie auf einer weiteren Resolution bestanden, unterstützt übrigens von Erzbischof Tutu, die „alle Gewalt in Nordirland“ verdammt. Auf einem ganz anderen Problemfeld, „Sexualität und Familie“, konterten die Afrikaner den nordamerikanischen Bischöfen, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Priorität der Seuche AIDS lenken wollten, indem sie hervorhoben, die Polygamie sei ein viel dringlicheres Problem, ohne sich offenbar klarzumachen, daß erstens die AIDS-Epidemie ja aus Afrika kommt und zweitens durch die Scheidungshäufigkeit das wesentliche Ehemuster so etwas wie Polygamie in Fortsetzungen geworden ist! Ebensowenig gibt es irgendeinen Hinweis darauf, daß das Wachsen zur Einheit mit anderen Kirchen hin auf derlei Spannungen womöglich Heilwirkung ausüben wird.

Ein Gebiet, auf dem man Spannungen hätte vorhersehen können, ist dasjenige des Dialogs mit anderen Religionen; doch hier wurden zwei einander ergänzende Resolutionen verabschiedet, die eine mit allgemeinen Leitlinien für solche Dialoge (aus einem wohlbekannten Text des Britischen Kirchenrats), die andere die Empfehlung eines wichtigen, sensibel verfaßten theologischen Papiers über „Juden, Christen und Muslime: der Weg des Dialogs“. Die Spannungen wurden sichtbar in dem abschließenden Wirbel von Resolutionen über laufende Angelegenheiten, als der eine mit dem Stillstand zwischen Israelis und Palästinensern in den Ring trat, während der andere vor islamischem Fundamentalismus in Nigeria warnte.

Das vorwiegende Erlebnis: Gemeinschaft

Ungeachtet all dieser Eindrücke aus den Texten – der offizielle Bericht erscheint im November – wissen die Bischöfe, deren Berichte ich las (darunter der eines römisch-katholischen Bischofs, der als Beobachter zugegen war) oder mit denen ich sprach, nahezu einmütig von einer überwältigenden Realität auf der Konferenz zu berichten, die ganz anders war. Was sie nachhause in ihre Diözesen zurückbrachten, ist das Erleben der Gemeinschaft, der Entdeckung, daß sie mit der ganzen Schar anderer Bischöfe zusammengehören in, mit und unter allen ihren verschiedenen Arten, die Dinge anzugehen, allen Meinungsunterschieden in Einzelfragen. Sie betonten, daß dies der einen täglichen Stunde zu verdanken war, die sie miteinander bei der Bibelarbeit verbrachten, – in kleinen Gruppen, in denen sie offen über ihre persönlichen Sorgen, Anliegen und Reaktionen sprechen konnten und in denen es

möglich war, den anderen ungeachtet aller Meinungsverschiedenheiten als Mensch und Amtsbruder zu würdigen. Diese grundlegende Erfahrung, so sagen sie alle, erweckte die machtvolle Hoffnung, daß die Einheit zustande kommen kann und schon ihre Schatten vorauswirft.

Für viele der Bischöfe war diese Lambeth-Konferenz die erste Gelegenheit, selbst diese unmißverständliche Freude der weltweiten christlichen Familie aus erster Hand zu erfahren. Wer an den Versammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen teilnahm, hat oft davon gesprochen, nicht zuletzt nach Vancouver, wo den Kleingruppen wieder beträchtliche Zeit eingeräumt wurde. Ganz sicher gibt es für die ökumenische Bewegung Wichtiges hieraus zu lernen: zum Beispiel, daß es eine Ebene der Spiritualität gibt, die die Menschen auf eine Weise anrührt, ja bekehrt, die die verstandesmäßige Argumentation häufig übersieht; daß es einen Faktor der Teilnahme gibt, ein Raumgeben für eigenes Entdecken und Erfahren, das ungeordnet oder begrenzt erscheinen mag, am Ende aber von großer Stärke und Überzeugungskraft ist. Dadurch, daß die ganze Kirche an Erfahrungen teilhaben kann, die bis jetzt allzu wenigen vorbehalten sind, wird der Heilige Geist uns alle miteinander leichter zu den Zielen vorwärtsbewegen können, die Er gesteckt hat.

Was heißt Anglikanische Gemeinschaft?

Nicht zum ersten Mal ging es bei vielen Debatten in Lambeth 1988 direkt oder indirekt um Fragen des Charakters und Zwecks der Anglikanischen Gemeinschaft als einer weltumspannenden Realität. In den vergangenen 40 Jahren sind die zentralen Institutionen der Gemeinschaft stärker geworden, als man in den dreißiger Jahren annehmen konnte. Folgen die Anglikaner den Lutheranern auf dem Weg des Aufbaus einer eigenen internationalen Machtstruktur?

Die Eröffnungsansprache des Erzbischofs von Canterbury zeigt sich entschlossen, nicht in diese Richtung zu deuten. „Die Kirchen der Anglikanischen Gemeinschaft haben niemals beansprucht, mehr zu sein als ein Teil der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. Das Anglikanertum als besondere Denomination hat einen unbedingt provisorischen Charakter, den wir niemals verdunkeln lassen dürfen.“ Hier und an anderer Stelle verzichtet er ausdrücklich auf jede Absicht und erst recht jeden Anspruch, sein Amt als das eines zweiten Papstes betrachtet zu wissen, obgleich es auf der Konferenz nicht an Anzeichen fehlte, daß – mit den Worten des Reporters der „Church Times“ – „kein Erzbischof in der Geschichte von Lambeth mehr Zuneigung erweckt hat als Dr. Runcie“.

Und doch können die Entscheidungen zum Schluß der Konferenz nicht anders gesehen werden, als daß sie einen viel mächtigeren zentralen Kreis von Institutionen wollen: die Lambeth-Konferenzen sollen „in geeigneten Abständen“ weiter tagen; die regelmäßige Tagung der Primaten (also der leitenden Bischöfe jeder Provinz) soll „gesteigerte Verantwortung beim Anbieten von Führung in Fragen der Lehre, der Sitte und der Seelsorge übernehmen“; zwischen den Lambeth-Konferenzen sollen regionale Konferenzen stattfinden, bei denen eventuell auch Geistliche und Laien ebenso wie die Bischöfe vertreten sein sollen; neue internationale Kommissionen sollen über die Ordination von Frauen zum Bischofsamt, den Dialog mit anderen Religionen, die Gebetbücher der Anglikanischen Gemeinschaft und über Theologie

und Lehre arbeiten (besonders über die Bedeutung und die Natur von Gemeinschaft in bezug auf die Lehre von der Dreieinigkeit); diejenigen in England, die einen künftigen Erzbischof von Canterbury nominieren würden, sollen dann „die Primaten der Gemeinschaft in den Beratungsprozeß einbeziehen“. Das klingt kaum nach einem Zusammenschluß von Menschen, die bedacht darauf sind, den vorläufigen Charakter ihrer Institutionen zu betonen!

Noch wichtiger ist vielleicht, daß ich mich frage, ob das über Einheit am Ort Gesagte wirklich im Ernst gesprochen war. In den Begriffen der Alternative, die Ulrich Duchrow in seinem Buch „Konflikt um die Ökumene“ als praktisch unent-rinnbar aufgewiesen hat: soll all das, was in Lambeth gesagt und getan worden ist, bedeuten, daß man mehr an einer weltweiten anglikanischen Familie interessiert ist, die gute Beziehungen auf allen Ebenen mit anderen vergleichbaren Kirchen hat, oder an einer weltweiten Familie christlicher Kirchen, jede an ihrem Ort auf ihre Art wahrhaft vereint und von da aus in Gemeinschaft mit ihren Schwesterkirchen ande-renorts? Halten wir uns an das Modell des Lutherischen Weltbundes oder an das der Kirche von Südindien?

Die diesjährige Lambeth-Konferenz brachte Anzeichen für beides, nur wenige aber dafür, daß diese Spannung klar erkannt und durchdacht worden wäre. Beim Lesen einer wichtigen Stelle der Eröffnungsansprache des Erzbischofs von Canterbury kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der entscheidende Punkt verfehlt wurde. Wurde er von der Konferenzteilnehmern hierzu befragt? Nachdem er mit einiger Ausführlichkeit untersucht hat, auf welche Weise die Kirche im Laufe der Jahrhunderte Konflikte erkannt hat und damit umgegangen ist – er tut dies ausdrücklich im Vorblick auf künftige Entscheidungen über die Ordination von Frauen zum Priester- und Bischofsamt –, kommt er auf „gegenseitige Abhängigkeit statt Unabhängigkeit“ als Anliegen des Neuen Testaments. In der Spannung zwischen Autonomie und Gemeinschaft, wie sie den Anglikanern ja am Ort wie in Diözesen und Provinzen altvertraut ist, zwischen dem Gehen eines eigenen Weges und dem Leitenlassen der eigenen Gruppe durch die weitere Gemeinschaft, werden wir neu und kritisch prüfen müssen, was es mit der „gestreuten Autorität“ auf sich hat:

„*Wollen* wir denn wirklich die Einheit innerhalb der Anglikanischen Gemein-schaft? . . . Wäre es nicht einfacher und realistischer, auf eine ausschließlich europäi-sche oder nordamerikanische oder afrikanische oder pazifische Form des Anglika-nismus hinzuarbeiten? Das ist möglich. Die kulturelle Übersetzung wäre einfacher. Die Mission wäre einfacher. Die Ökumene am Ort wäre einfacher. Brauchen wir tat-sächlich eine weltumspannende Gemeinschaft? Ich glaube ja, denn die Anglikaner glauben an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche des Glaubensbe-kenntnisses . . . Ich glaube ja, denn erst dadurch, daß wir Gemeinschaft miteinander haben, haben Vielfalt und Unterschiedlichkeit ihren Wert. Ohne Gemeinschaft ist Verschiedenheit trennend.“

Ein eindrucklicher Appell. Und er tat die beabsichtigte Wirkung, indem er die Gemeinschaft beieinanderhielt, trotz der Spannungen innerhalb der Konferenz. Aber wo sind die nicht-anglikanischen Christen geblieben? Sie scheinen in dem Gan-zen keine Rolle zu spielen. Im weiteren Verlauf der Ansprache folgt auch ein langer Abschnitt über die „ökumenische Einheit unter den christlichen Kirchen“, in dem viel guter Wille zum Ausdruck kommt, große Ermutigung aus den augenblicklichen

Vorgängen gezogen wird und mehrfach kluge Warnungen vor jeder Einseitigkeit auf unserem besonderen Wege zur Einheit ausgestoßen werden. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß es viele andere Gruppierungen von Christen gibt, die uns am Herzen liegen müssen. Der Abschnitt endet sogar mit einer ausdrücklichen Wiederholung des vorigen Appells: „*Wollen* wir die Einheit? . . . *Wollen* wir Anglikaner denn wirklich Einheit?“ und der klaren – wenn auch keinesfalls ähnlich leidenschaftlichen Antwort: „Ja!“.

Doch dies ist eine Antwort, die wir als Anglikaner geben; es gibt keinen Hinweis darauf, daß diese Identität derartig vorläufig sein könnte, daß es sich lohnen würde, sie in der Verpflichtung aufgehen zu lassen, unsere Identität als Christen unter all den anderen Christen im Dorf oder in der Stadt, im Volk, in der Kultur oder in der Stammesgemeinschaft zu finden. Werden die Anforderungen der Einpassung in die Kultur, der Mission und der Einheit am Ort zu Recht gegenüber den Anforderungen des weltweiten Anglikanismus an die zweite Stelle gesetzt? Sind nicht die Spannungen zwischen Autonomie und gegenseitiger Abhängigkeit um so wesentlicher und wichtiger, sobald sie von der ganzen Schar der Christen am Ort in Angriff genommen werden, die mit denen an anderen Orten in Wechselwirkung stehen?

Hier erlebe ich mit Duchrow eine theologische Herausforderung, die noch nicht angemessen erkannt ist, eine Herausforderung, die in ihren weiteren Auswirkungen den dringendsten der politischen und kulturellen Machtkämpfe nach sich zieht. Im tiefsten Grunde muß es hier zu einem Konflikt zwischen dem universellen Glauben und den Institutionen der geteilten Kirchen kommen. Glauben wir an die Kirche, die der Heilige Geist an jedem Ort zu nähren und neu zu erschaffen ringt, d.h. die Kirche, die alle umfaßt, die dort auf viele Weisen Seiner Eingebung folgen? Oder sollen wir an die uns überkommenen Institutionen glauben und darum ringen, sie wieder zu beleben und die Begrenztheiten der Teilung zu überwinden? In der Praxis haben wir selten so kraß zu wählen. Aber irgendwie stellt sich die Alternative überall, liegt sie allen Dialogen und Diplomaten der heutigen ökumenischen Bewegung zugrunde. Die wichtigsten Texte des ÖRK, besonders die Einheitsdefinitionen von Neu-Delhi, Uppsala und Nairobi, alles weist deutlich in die erste Richtung. Lambeth 1988 dagegen, so sagt mir eine entsetzliche Furcht, weist in die zweite.

Martin Conway

Übersetzt aus dem Englischen von Angela Boeckh